

DAGMAR ENDE
THORSTEN UNGER (Hg.)

Magdeburger Literaten von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

JOHANNES F. LEHMANN (Bonn)

Stephan Schütze – Dichter, Publizist, Komiktheoretiker

Der Theologe, Dichter, Publizist, Ästhetik- und Komiktheoretiker Stephan Schütze ist heute so gut wie vergessen, obwohl er als Zeitgenosse Goethes, Herders, Wielands, Johanna Schopenhauers, E. T. A. Hoffmanns und anderer Größen der klassisch-romantischen Literatur Deutschlands den größten Teil seines Lebens in Weimar verbracht, wo er durchaus keine unwichtige Rolle gespielt hat. Hier hat er als Dichter gewirkt und Gedichte, Dramen und Erzählungen geschrieben, die allerdings sämtlich ebenso vergessen sind wie ihr Autor; hier war er als Herausgeber von Zeitschriften und Almanachen tätig, in denen er unter anderem Texte von E. T. A. Hoffmann publizierte; und hier hat er sich als Theoretiker um die Komik verdient gemacht – und nicht zuletzt deshalb verdient er doch, dringend erinnert zu werden.

Schützes Komiktheorie hat ihre deutlichsten Spuren in Friedrich Theodor Vischers berühmter sechsbändiger Ästhetik mit dem Titel *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen* hinterlassen. Vischer, für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund dieses Werks in der Nachfolge Hegels die Autorität der Kunsttheorie schlechthin, zitierte Schütze in den entsprechenden Passagen über das Erhabene und das Komische ausführlich und zumeist positiv. Schützes Komiktheorie aus der Zeit der Romantik hat aber nicht nur bei dem großen Ästhetiktheoretiker des 19. Jahrhunderts theoretische Spuren hinterlassen, sondern auch in dem Roman Vischers, der 1878 unter dem Titel *Auch einer. Eine Reisebekanntschaft* erschien, bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts vielfältige Neuauflagen erlebte und in dieser Zeit im Grunde jedem einigermaßen gebildeten Deutschen bekannt war. Diesem Roman, der heute wie Schütze weitgehend vergessen ist, verdanken wir die Redewendung von der ‚Tücke des Objekts‘. Und diese wiederum schreibt sich letztlich von Schützes komiktheoretischen Ausführungen her, die Vischer gründlich gelesen und dankbar benutzt hatte – darauf werde ich ausführlich zurückkommen.

1. Schützes Lebensgeschichte bis 1804

Ich möchte aber zunächst einige Züge des Lebens von Stephan Schütze skizzieren, der als zweiter von drei Söhnen des Soldaten, Kaufmanns und Bauern

Johann Schütze am 1. November 1771 im heute zu Magdeburg gehörigen Olvenstedt das Licht der Welt erblickte. Schützes Großvater war ein reicher Bauer aus Schnarsleben, „zwei Stunden von Magdeburg“, ¹ der seine Söhne in die Stadt, das heißt nach Magdeburg, schickte, um sie hier beim Kaufmann in die Lehre zu geben. Insbesondere der älteste dieser drei Söhne, Christian, der Onkel unseres Schütze, war hierin sehr erfolgreich. Er übernahm später das Handelshaus namens Kußkopf, in das er als Lehrjunge eintrat, und wurde sehr reich – so reich, dass er seinem Neffen Stephan Schütze ab 1804 eine jährliche Pension von 600 Talern zahlen konnte, mit der er die finanzielle Unabhängigkeit seines gelehrten Neffen sicherte und damit die Voraussetzungen für dessen schriftstellerische und publizistische Karriere in Weimar legte.

Doch bis dahin war es ein weiter Weg. Über diesen Weg sind wir aus erster Hand informiert, denn Schütze selbst hat 1834, da war er bereits 63 Jahre alt, seine Lebensgeschichte geschrieben und in zwei Bänden von je 200 Seiten veröffentlicht. Diese *Lebensgeschichte* umfasst die Geschichte seiner Herkunft, seiner Kindheit in Olvenstedt, die Zeit seiner Schul- und Universitätsausbildung sowie seiner Berufsfindung – und endet mit dem Weggang nach Weimar im Jahr 1804. Schütze selbst begründet die Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte nicht mit irgendwelchem Dichterruhm, sondern mit der Tatsache, dass der Weg seiner Bildung gerade aufgrund seiner Hindernisse interessant sei:

Daß ich es wage, mein Leben herauszugeben, geschieht nicht etwa aus Eigendünkel, wie wenn ich mich als namhafter Schriftsteller dazu berechtigt glaubte, sondern – weil mein Leben selbst ungewöhnlicher Art ist. In Rücksicht auf den Schriftsteller zeigt es nur den Kampf mit Hindernissen, welche die Entwicklung seiner Kräfte und Anlagen verzögert, ja zum Theil vereitelt haben. Weniger das Ziel selbst, als der Weg dahin ist hier das Bemerkenswerthe.²

Immer wieder skandiert Schütze in seiner Autobiographie die Punkte und die Phasen, in denen das Leben und seine Umstände ihn am Erreichen seines eigentlichen Bildungsziels gehindert haben. Er erzählt seine Lebensgeschichte als Geschichte von Hindernissen und ihrer zum Teil erfolgreichen, zum Teil aber auch nicht geglückten Überwindung.

Schützes Vater, Johann Schütze, war Soldat im Siebenjährigen Krieg, wurde dann unter der Anleitung seines Bruders Handelsmann, da der väterliche Hof in den Wirren des Krieges verkauft worden war, bis er schließlich die Witwe eines Bauern in Olvenstedt heiratete und damit ihren Hof übernahm.

¹ Stephan Schütze: Lebensgeschichte. Ersther Theil. Mit dem Bilde des Verfassers. Neuhaldensleben 1834, 5.

² Ebd., Vorrede, III.

Hier kam, als zweiter Sohn aus dieser Ehe, Stephan Schütze am 1. November 1771 zur Welt. Die Bedeutung seiner Herkunft beschreibt Schütze, sie ins Allgemeine wendend, so:

Das Leben meines Vaters und was vor ihm geschah, nahm zunächst, so wie ich denken konnte, meine Seele ein. Das erste Denken und Empfinden ist wie ein Fortwachsen aus dem Leben anderer, bis die eigene innere Bestimmung allmählig den Menschen aus dem Zusammenhange loswindet und zur Selbständigkeit bringt.³

Mit neun Jahren, so berichtet Schütze, erwachte in ihm die „Neigung zu dichten“.⁴ Er schreibt Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten, Scherzgedichte auf seine Freunde und sogar eigene Predigten, die den Vater auf sein Talent und seine Neigung zur Gelehrsamkeit aufmerksam machen. Die Neigung zum Dichten ist dabei nach Schütze – zumindest zeitlich – verbunden mit der gleichfalls erwachenden Neigung zum Wissen und der sich aufgrund seiner „empfindlich reizbaren Natur“ entwickelnden „Neigung zum schönen Geschlecht“.⁵ Der Vater beschließt angesichts der sich zeigenden „Schreiberlust“ des Sohnes und seiner Wissbegierde, seinen Sprössling Theologie studieren zu lassen. Das bedeutete konkret, dass Schütze nach Magdeburg auf die Domschule geschickt wurde, um hier Latein als die Grundlage für die Laufbahn der Gelehrsamkeit zu erlernen. Am 21. April 1784, Schütze war zwölfenhalb Jahre alt, verließ er sein Elternhaus in Olvenstedt und begann seine Schullaufbahn in Magdeburg. Schütze schildert plastisch Szenen und Züge der damaligen Schulrealität, wobei eine besondere Rolle Ehre und Wettkampf im Schulalltag spielen, die sich unmittelbar in der Sitzordnung niederschlagen. So beschreibt Schütze den Eintritt in die Quinta:

Ich sah das große Viereck von Zimmer oder Saal vor mir, von 150 Schülern bevölkert, Lateinern und Deutschen. Ich bekam meinen Platz bei den Lateinern, ganz unten, mit dem Versprechen, daß ich weiter hinauf rücken würde, so wie ich fleißig sei und die andern übertreffe. Dazu gab es denn auch beständig Gelegenheit, denn es wurde alle Tage certirt, d. h., von oben herab gefragt, und so wie einer etwas nicht wußte, mußte er hinunter und dem Nachfolgenden, der die Frage richtig beantwortete, Platz machen.⁶

³ Ebd., 25.

⁴ Ebd., 58.

⁵ Ebd., 60.

⁶ Ebd., 69.

Ehrstreben und Belohnung waren aber nicht das einzige Mittel, auf das die Lehrer bei der Motivation ihrer Schüler setzten: „Wo aber Ehrgeiz nicht wirken wollte, da brauchte Herr Wunderling den Stock, womit Mancher, der die aufgegebenen Vokabeln nicht aufsagen konnte, fürchterlich durchgebläuet wurde. Fast das ganze Geschäft bestand hier im Auswendiglernen.“⁷ Dass Schütze allerdings mit vollem Einsatz um die Ehrprämien kämpfte, zeigt die folgende Geschichte. Schütze sollte einen deutschen Aufsatz über die Naturgeschichte der Tauben schreiben. Weil ihm aber die vom Lehrer vorgetragenen Details nicht mehr erinnerlich sind – „ich hätte mich dessen schämen müssen“⁸ –, leiht er bei seinem Bruder Raffs *Naturgeschichte* und schreibt seinen Aufsatz aus diesem Buch mehr oder weniger ab. Der Lehrer Wunderling bemerkt natürlich diesen frühen Fall eines Plagiats, zeigt aber Milde, da er merkt, „daß dem Betrüge doch ein Ehrtrieb zum Grunde lag.“⁹

Nicht zuletzt aufgrund eines körperlichen „Fehlers“ konzentriert sich Schütze darauf, „Andere in der Schule geistig zu übertreffen.“¹⁰ Das Ausmaß dessen, was im Artikel der *Allgemeinen Deutschen Biographie* von Heinrich Pröhle über Schütze mit dem Satz bezeichnet wird, Schütze sei „verwachsen“,¹¹ ist aus Schützes *Lebensgeschichte* selbst nicht deutlich zu erkennen. Immerhin spricht er an der gerade zitierten Stelle von einer „für die Zukunft schlimmen Nachricht“: „Sie bestand in der Bemerkung des Sekretairs, daß ich im Gange keine gerade Haltung beobachte. Dies deutete auf einen Fehler hin, der erst in der Folge zum Vorschein kam und dem man leicht hätte vorbeugen können, wenn man überhaupt für mich von Hause aus mehr Sorgfalt gehabt hätte.“¹² Im weiteren Verlauf seiner Lebenserzählung wird dieser körperliche Fehler – auch bei Schützes Liebesabenteuern – nicht mehr thematisiert. Er ist aber doch vielleicht von Bedeutung, wenn man sieht, dass der Körper und die Lächerlichkeit körperlicher Fehler bzw. Fehlleistungen wie Stolpern oder Stürzen später in Schützes Komiktheorie eine zentrale Rolle spielen werden. Thematisiert wird dagegen intensiv die Scham und die Qual, die es für ihn bedeutet, wenn auch nur ein einziges Mal, vom Lehrer geschlagen zu werden: „[I]ch glaubte, ich sei vor den Augen der Welt nun ehrlos geworden, mein

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., 71.

⁹ Ebd., 72.

¹⁰ Ebd., 75 f.

¹¹ Heinrich Pröhle: Johann Stephan Schütze. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Band 33. Neudruck der 1. Auflage von 1891. Berlin 1971, 146–147, hier 146.

¹² Schütze: *Lebensgeschichte* I (wie Anm. 1), 75 f.

reiner Ruf habe einen Fleck bekommen, den ich durch nichts herauswaschen könne.“¹³

Doch Schützes Ziel, an der Domschule seinem Wissenstrieb zu folgen, wurde auch durch äußerliche Ereignisse durchkreuzt. Kußkopf starb und Schützes Onkel übernahm nun dessen Handelshaus, das ab jetzt „Schütze et Compagnie“ hieß und Handel mit Kaffee und Zucker aus Frankreich und mit Talg aus Russland trieb. So musste Stephan Schütze bereits nach einem Jahr die Domschule wieder verlassen und bei seinem Onkel gegen seine eigene Neigung ins Komptoir eintreten: „Den 30. Juli 1785 zog ich in sein Haus.“¹⁴ Immerhin konnte er die Handlungsschule besuchen, aber zu seinem Leidwesen durfte er hier wiederum kein Französisch lernen, denn das lernte schon der Bruder. Aber Schütze übte sich weiter im Dichten, er schrieb Geschichten und im August 1786 ein Gedicht auf den Tod Friedrichs des Großen. Immer wieder aber klagt Schütze in seiner Autobiographie über mangelnde Bildungsgelegenheiten, etwa das Fehlen gesellschaftlichen Umgangs: „[A]ber in Gesellschaft kam ich nicht, und aller Bildung für feinern Umgang ging ich ganz und gar verlustig.“¹⁵ Schütze hat dabei einen weiten Bildungsbegriff, der im Grunde auf Weltkontakt im Ganzen abzielt und den er als Energie der Neugier auf die Welt immer wieder auch mit der „Geschlechtsneigung“ korreliert. Schütze fühlt sich „von aller gebildeten Gesellschaft abgeschnitten und gleichsam in vier Wände eingeschlossen.“¹⁶ Der angehende Dichter bezieht das auch auf die Bedingungen der Möglichkeit seiner Kunst: „Bei meiner Neigung zur reinen Nachahmung der Wirklichkeit, hätte ich ganz vorzüglich viel sehen und hören und erleben müssen, wenn sich daraus etwas für die Kunst allmählig hätte entwickeln sollen.“¹⁷ Dieser unbefriedigte Drang zur Wirklichkeit fällt nun mit dem Drang zum anderen Geschlecht zusammen – und beides wiederum lodert in ihm als Dichtungstrieb:

So wurden die Mittel und Gelegenheiten, etwas zu lernen, mir immer genommen. Ich sah mich auf die Handlungsgeschäfte beschränkt, die doch meinen Neigungen und Geisteskräften so wenig Befriedigung gewährten. Der Dichtungstrieb brannte fort in mir – ich sann und schrieb – es war endlich nicht mehr auszuhalten.¹⁸

¹³ Ebd., 83.

¹⁴ Ebd., 90.

¹⁵ Ebd., 100.

¹⁶ Ebd., 114.

¹⁷ Ebd., 115.

¹⁸ Ebd., 125.

So drängt Schütze darauf, aus den Handelsgeschäften entlassen zu werden und wieder auf die Schule gehen zu dürfen. Schütze datiert die entsprechende positive Entscheidung des Vaters und des Onkels genau auf 3 Uhr nachmittags am 18. Juli 1789, ohne dass er auf die so eklatante zeitliche Nähe zur Französischen Revolution explizit hinweisen würde. Schütze besucht von nun an die Schule im Kloster Berge. Hier ist Schütze viereinhalb Jahre, bis er im Mai 1794 in Erlangen sein Theologie-Studium aufnimmt. Bereits in der Zeit im Kloster Berge denkt Schütze über erste ästhetiktheoretische Projekte nach, namentlich über eine Theorie des Reims, die den Gebrauch des Reims gegen Sulzers Kritik in seiner *Theorie der schönen Künste* verteidigt. Schützes Schrift *Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form* erschien dann allerdings erst 1802. Aus der Zeit im Kloster Berge stammt auch seine Bekanntschaft mit Karl von Jariges, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Jariges lebte ab 1806 in Weimar und schrieb hier anonym Theaterkritiken, die im Jahr 1809 zu einem Fall öffentlichen Protests gegen diese Kritiken führten.¹⁹ Insgesamt fand Schütze hier nun doch zumindest teilweise die Bildungsangebote, nach denen er sich gesehnt hatte.

In Erlangen nimmt Schütze dann 1794 sein Theologiestudium auf, zunächst tatsächlich mit dem Ziel, Pfarrer zu werden, wobei er sich aber doch am meisten für die „kantische Philosophie“ interessiert und für die „politische Freiheit, die jetzt in Frankreich zur verzehrenden Flamme aufloderte.“²⁰ Zwar gesteht Schütze im Rückblick, dass auch er „von der Verblendung nicht frei blieb“, aber im Ganzen richtete sich sein Engagement doch mehr auf das Kennenlernen der Umgebung (auf gemeinsamen Touren mit seinem Freund Jariges) und auf das Schreiben. In seinen sogenannten Nebenstunden ist er weiter schriftstellerisch tätig und darf mit einem kleinen naturkundlichen Aufsatz im *Reichsanzeiger* seine „erste Autorfreude“²¹ erleben. Ein Jahr später, im Mai 1795, wechselt er an die Universität in Halle, wo allerdings, wie Schütze feststellt, „kein wissenschaftlicher Geist“²² herrschte. Schütze traf hier aber viele ehemalige Schüler aus dem Kloster Berge wieder, da das Kloster traditionell in enger Verbindung zu Halle und zum Pietisten August Hermann Francke stand. Schütze berichtet aus dieser Zeit vor allem von den Prügeleien und Duellen der Studenten untereinander, die er biologisch-sozial erklärt: Es sei ausgemacht, „daß Hunderte von jungen Leuten voll Feuer und

¹⁹ Zu Jariges als Theaterkritiker und der Kritik an ihm vgl. Oscar Fambach: Karl von Jariges und seine Katastrophe zu Weimar. In: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts (1967), 328–385.

²⁰ Stephan Schütze: Lebensgeschichte. Zweiter Theil. Neuhaldensleben 1834, 2 u. 4.

²¹ Ebd., 21.

²² Ebd., 36.

Kraft, die gern thätig ins Leben eingreifen möchten und sich dazu aller Gelegenheit beraubt sehen, unmöglich im Stande sind, lange ruhig neben einander herzugehen ...“²³ Am 1. April 1797, nach drei Jahren Studium, verlässt Schütze Halle und kehrt nach Magdeburg zurück, wo er nun die nächsten sieben Jahre auf Stellensuche und als Hauslehrer tätig sein wird – sozusagen immer noch im Wartestand zum tätigen Eingreifen ins Leben. Schütze legt nach seiner Ankunft in Magdeburg das „Examen pro candidatura“ (die Voraussetzung zum Antritt einer Pfarrerstelle) ab, arbeitet weiter im Hebräischen und wo immer ein Pfarrer stirbt, wird er vorstellig, bekommt aber keine Stelle. So wird er in der Übergangszeit zwischen Universität und Beruf, wie damals üblich, Hofmeister. Sein erster Schützling, der Sohn des Oberamtmannes Lamprecht von Sommerschenburg bei Helmstedt, muss krankheitsbedingt dort einen Sommer verbringen und Schütze begleitet ihn. Zwar hatte Schütze auch in Magdeburg viele Bekanntschaften gemacht und genügend Zeit gehabt, um etwa seine Theorie des Reims auszuarbeiten oder auf Spaziergängen mit Jari-ges die Theorie des Komischen zu diskutieren, nun aber erweitert sich sein Gesichtskreis erheblich:

Edelleute, Geheime Räthe, Oberforstmeister, Direktoren, Professoren, Oberförster und Amtleute, selten Landprediger. Schon in seiner Nähe hatte er [der Oberamtmann Lamprecht, J. L.] einen Justizrath und Oberförster, mit denen er freundschaftlichen Umgang pflegen konnte. Ich lernte hier also sehr verschiedene Menschen kennen und machte zugleich in der gesellschaftlichen Bildung erwünschte Fortschritte, wobei ich nur bedauere, daß mir solche Gelegenheit nicht früher zu Theil geworden, indem eine Nachübung mich von meiner Schüchternheit nun doch nicht mehr ganz zu heilen vermochte.²⁴

Insgesamt ist das Leben eines Hofmeisters für Schütze keine Qual: „Die drei oder vier Stunden täglich, welche der Unterricht meines Zöglings in der lateinischen und deutschen Sprache erforderte, ließen mir noch viele Zeit zum Genuß der schönen Gegend übrig, die in reizender Anmuth vor mir lag.“²⁵ Das änderte sich auch nicht, als Schütze, zurück in Magdeburg, nun Hofmeister beim reichen Baron von Putzlig im Kloster Berge wird. Schütze ist hier mehr Studienbegleiter des jungen Barons als Hauslehrer. Bei gutem Gehalt blieb ihm wiederum viel Zeit: „[D]ie viele Zeit, die mir außer den Beschäftigungen mit meinem Zögling übrig blieb, benutzte ich vor der Hand zu meinen theologischen Studien.“²⁶

²³ Ebd., 49.

²⁴ Ebd., 123.

²⁵ Ebd., 129.

²⁶ Ebd., 158.

Am 13. April 1800 stirbt Stephans ältester Bruder Christian. Er war eigentlich vom Onkel als Alleinerbe vorgesehen, nun aber entscheidet der Onkel, beiden verbleibenden Söhnen des Bruders gleichmäßig Zuwendungen machen zu wollen – und das spielt für dessen spätere Entscheidung, Stephan mit einem Jahresgehalt von 600 Talern in die finanzielle Unabhängigkeit zu entlassen, eine große Rolle.

In einem großen Brief von 1801 erklärt Schütze sich gegenüber dem Onkel und macht ihm seinen Wunsch, zu schreiben und zu dichten, deutlich. Er erhält zwar auf diesen Brief keine Antwort, aber kann sich nun, ohne dass der Onkel ihm Vorhaltungen macht und ihn immer wieder zum Kaufmannsberuf drängt, ins literarische Leben der Stadt Magdeburg werfen und an seinen theoretischen und poetischen Projekten arbeiten. Unter der ihn aufmunternden Kritik seines Freundes Jariges schreibt Schütze Gedichte und Romanzen, die er im Magdeburger Literaturklub vorträgt. Und er schreibt Dramen, die er sogar an den Theaterintendanten Iffland nach Berlin sendet, worauf er von ihm wiederum eine positive Rückmeldung erhält. Iffland übersendet Schütze für sein Stück *Der Zauberbrunnen* 10 Dukaten. Als Schützes Zögling vom Kloster Berge an die Universität wechselt und damit Schützes „Hofmeisterstelle ihre Endschaft erreichen sollte“,²⁷ entsteht die Frage, was nun weiter geschehen werde. So fasst Schütze endgültig den Entschluss, „der Poesie und den schönen Wissenschaften zu leben.“²⁸ Er schreibt einen neuerlichen Bittbrief an den Onkel, der ihm schließlich im März 1804 eine lebenslange Pension von 600 Talern jährlich gewährt, so dass Schütze nun endlich völlig frei ist, für seine Arbeit in „der Poesie und den schönen Wissenschaften“.

2. Schütze in Weimar

In Weimar ist Schütze bis zu seinem Tod im Jahre 1839 als Publizist und Schriftsteller aktiv. Er gab dreißig Jahre lang das *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet* heraus. Die Bände erschienen jeweils mit der Nennung des Jahres. Im *Taschenbuch auf das Jahr 1819. Der Liebe und Freundschaft gewidmet* war die Erzählung *Doge und Dogaresse* von E. T. A. Hoffmann enthalten. Im Jahr 1819 erschien im *Taschenbuch auf das Jahr 1820* Hoffmanns berühmte Erzählung *Das Fräulein von Scuderi* – die den Absatz des Taschenbuchs erheblich steigerte. Ob Hoffmann Schütze persönlich begegnete und inwieweit er seine Theorie des Komischen kannte, wissen wir nicht; es gibt aber, gerade wenn man sich die Komik der Hoffmann'schen

²⁷ Ebd., 202.

²⁸ Ebd., 203.

Texte anschaut, erstaunliche Parallelen zu der Komiktheorie Schützes – darauf komme ich zurück.

Weitere Periodika, die Schütze herausgab, waren: das *Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode* – ursprünglich gestiftet von Friedrich Bertuch –, das Schütze bis 1827 leitete; zwischen 1817 und 1822 redigierte er die Zeitschrift *Der Wintergarten*, die 1823 von *Der Frühlingsbote* abgelöst wurde. In diesen Organen veröffentlichte Schütze Gedichte, Erzählungen, Aufsätze, Berichte, und zwar eigene und fremde. Im zweiten Band von *Der Wintergarten* aus dem Jahr 1818 erschien zum Beispiel Schützes Einakter *Der König von gestern. Posse in einem Akt*. Kurz dahinter folgte *Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde* von E.T.A. Hoffmann, eine Erzählung, die Hoffmann später in den ersten Band der *Serapionsbrüder* aufnahm. Allein diese weitumfassende Herausgebere Tätigkeit zeigt, dass Schütze in intensiver Weise mit dem intellektuellen Leben seiner Zeit und auch mit dem Weimars verbunden war.

Eine persönliche Beziehung hatte Schütze zu Goethe. Der notiert in seinem Tagebuch am 7. Mai 1826: „Las von Stephan Schütze: Heitere Stunden, den 1. Band. Oberbaudirector Coudray wegen des Jenaischen Gebäudes und der dabey vorkommenden Irrung. Betrachtung des Monuments von Igel.“ Gleich am nächsten Tag heißt es: „Las die heitern Stunden von Stephan Schütze durch.“²⁹

Schütze hat diese drei kleinen Bändchen mit Schwänken und Erzählungen namens *Heitere Stunden* Goethe zu seinem „Jubelfeste“, seinem fünfzigsten Jubiläum in Weimar am 7. November 1825 gewidmet. Schütze war außerdem häufig Goethes Begleiter auf dessen Reisen nach Karlsbad. Friedrich Schubart berichtet in seinen Erinnerungen, wie ihm Schütze einmal eine Szene aus dem gemeinsamen Aufenthalt erzählt habe, und zwar zum Beweis von Goethes heftiger Affektivität in Angelegenheiten der Familie. Unerwartet sei nämlich Goethes Sohn nach Karlsbad gekommen und unbemerkt von hinten an den Vater herantreten und habe ihm mit den Händen die Augen zugehalten, wonach, als er seinen Sohn erkannte, Goethe eine solche Gefühlsüberwältigung an den Tag legte, „dass die Zeugen dieser Scene wirklich dabei erschranken und in Besorgnis für seinen Geist die Beruhigung herbeiwünschten.“³⁰ Schubart berichtet allerdings auch, dass Goethe oft die herzliche Nähe zu seinen Begleitern in Karlsbad nach der Rückkehr in das alte Weimarer „Verhältniss der Erstarrung“ zurücktreten ließ, „wie es auch mit meinem schriftstelle-

²⁹ Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. III. Abteilung, Bd. 10, 188.

³⁰ Zit.n.: Goethe. Begegnungen und Gespräche. Band VI: 1806–1808. Begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach. Hg. v. Renate Grumach. Berlin [u. a.] 1999, 331.

rischen Freunde Schütz gehalten wurde.“³¹ Schütze selbst hat seine Reisen nach Karlsbad auch literarisch verarbeitet in seinem Buch *Abentheuerliche Wanderungen nach Carlsbad*, das in Leipzig im Jahr 1815 erschien. Über seine Bekanntschaft mit Goethe hat uns Schütze außerdem selbst informiert in seinem Text *Die Abendgesellschaften der Hofrätthin Schopenhauer in Weimar, 1806–1830*. Dort liest man – im Kontext der Konstitution der Schopenhauerischen Abendgesellschaft – die Szene ihrer ersten Begegnung:

Die Gesellschaft nahm – den 12. November 1806 – einen ganz kleinen Anfang. Wie Fernow, der schon früher die Bekanntschaft der Frau Schopenhauer gemacht hatte, mich gegen Abend dazu abholte, fand ich Goethe, Meyer und den Kammerrath Ridel (den früheren Erzieher des Erbprinzen, jetzigen Großherzogs). Ich fühlte mich um so mehr beglückt, hier Goethe'n vorgestellt zu werden, da ich bisher vergebens darnach gestrebt hatte, denn damals war er lange nicht so zugänglich, wie in späterer Zeit, so wie denn überhaupt der spätere Goethe sich viel milder und mittheilender bewies, als der frühere.³²

Man unterhält sich über Italien, aber Schütze, der selbst nicht in Italien war, kann nichts zum Gespräch beitragen, weshalb er eher über allgemeine und abstrakte Gegenstände sprechen möchte:

Man blieb immer nur bei Erfahrungssätzen stehen, auf ästhetische oder philosophische Betrachtungen, auf die ich am meisten begierig war, ließ man sich nicht ein. Um endlich doch auch etwas zu sagen, faßte ich mir ein Herz und äußerte gegen Goethe, da man seines Egmont's erwähnte, daß die Lichterscheinung Klärchens zuletzt dem Stück erst eine höhere Bedeutung gäbe, indem sie das Verdienst Egmont's um die ganze Nation der Niederländer in seinen Folgen ausspräche. Schiller hatte sich, wie bekannt, gegen die Erscheinung erklärt. Goethe lobte mich über mein Lob und sagte, daß er das Stück auch nicht ohne die Erscheinung sehen möchte. Damit war denn meine geistige Bekanntschaft mit Goethe eröffnet.³³

Da Schütze hier nun jahrzehntelang, bis zu seinem Tod am 19. März 1839, ein regelmäßiger Gast war, der in diesem Kreise auch oft seine Gedichte und Erzählungen vorlas, hat Friedrich von Müller kurz nach Schützes Tod in einem Aufsatz für diese Abendgesellschaft an das Leben und Wirken Schützes erinnert. Auch dies ist eine sehr wertvolle Quelle über Schützes Leben – vor al-

³¹ Ebd.

³² Stephan Schütze: *Die Abendgesellschaften der Hofrätthin Schopenhauer in Weimar, 1806–1830*. In: *Weimar's Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840*. Weimar 1840, 185–204, hier 186.

³³ Ebd.

lem über dessen Wirken in Weimar. Von Müller würdigt darin unter anderem ausführlich die Komiktheorie als das „scharfsinnigste und gehaltreichste Werk“³⁴ Schützes. Wie weit aber über das Komische hinaus Schützes ästhetische und theoretische Interessen gingen, lässt sich zum Beispiel einer Essaysammlung entnehmen, die unter dem Titel *Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst* im Jahr 1810 erschien. Schütze schreibt hier „Ueber Deklamation“, „Ueber den Gebrauch der Assonanzen“, „Ueber Ossians Metrum und Sprache“, „Ueber die Wahrheit der Dichtkunst, besonders des Märchens“ und „Ueber den Werth des Oeffentlichen“. Während die meisten dieser Aufsätze wenig originell sind, ist der kurze Beitrag „Ueber das Komische“,³⁵ der hier erschien, die Keimzelle zu dem später entstandenen und 1817 publizierten Buch *Versuch einer Theorie des Komischen*. Bevor ich auf diese Theorie des Komischen eingehe, sei noch kurz das literarische Werk Schützes zumindest gestreift, das zwar insgesamt unbedeutend ist, aber – gerade in seiner komischen Dimension – hier nicht völlig übergangen werden soll.

In *Der Wintergarten* erschien 1818 das Drama *Der König von gestern. Eine Posse in einem Akt*. Zwei Studenten sind vor ihren Gläubigern aus der Stadt geflohen, wo sie als Gastschauspieler ihre Kasse aufbessern wollen – aber die Häscher sind ihnen auf den Fersen, und so flüchten sie, noch in der Verkleidung von König und Herzog, weiter und kommen schließlich in einem Dorf an. Hier wohnt der Bauer Merz mit seiner Tochter Lise. Diese will ihren Geliebten Christian heiraten, dessen Hof aber durch die Misswirtschaft des Vaters und Pech mit dem Wetter ruiniert ist. Die flüchtigen Studenten beschließen, weil sie Hunger haben, ihre Rolle weiterzuspielen – Lise bedient sie als König und Herzog und trägt ihnen schließlich die Bitte vor, den Hof Christians wiederherzustellen, damit sie ihn heiraten könne. Nach dem so genossenen Mahl wollen sich die beiden aus dem Staub machen, aber ihre neuerliche Flucht wird wiederum verhindert, und zwar durch die Ankunft des echten Königs. Gerade noch können sie sich im Heu verstecken. Der echte König lässt sich nun auch bewirten und knöpft sich, als er von Lise von einem weiteren König hört, der im Heu versteckt sei, die beiden Studenten vor und hält mit ihnen ein spaßhaftes Examen ihrer Beredsamkeit. Beredsam schildern die beiden den Wunsch Lises nach der Wiederherstellung des Hofes, den der König schließlich erfüllt.

³⁴ Friedrich von Müller: Dr. Johann Stephan Schütze. Eine Vorlesung im literarischen Abendkreise der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Großfürstin von Rußland. In: Weimar's Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar 1840, 233–255, hier 249.

³⁵ Stephan Schütze: Ueber das Komische. In: Ders.: Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Leipzig 1810, 278–297.

In einem früheren Text, *Die Journalisten*, aus dem Jahr 1806, nimmt Schütze satirisch sein eigenes Metier aufs Korn, das Zeitschriftenwesen. Der Major Rosendorn hat sich vom Degenkrieg auf den Federkrieg verlegt und liest mit Leidenschaft die beiden ortsansässigen Blätter, die sich erbittert befehden. Die Tochter ist verliebt in den vom Vater gehassten Journalisten – da kommt die Kammerfrau, die selbst in den anderen Journalisten verliebt ist, auf die Idee, den Streit der beiden als mündliches Schauspiel ins Haus zu holen und bewegt so den Major dazu, beide Journalisten einzuladen. Sie kommen und liefern sich ein, freilich simuliertes, Streitgespräch, denn beide sind im Grunde beste Freunde, die den Streit in ihren Blättern nur vortäuschen, um für Absatz zu sorgen. Am Ende löst sich der gespielte Streit – in presse- und publikumskritischer Wendung – in Wohlgefallen auf und die Tochter kann den einen Journalisten heiraten, die Kammerfrau den anderen.

Die Erzählung *Die beiden Candidaten*, die Oskar Ludwig Bernhard Wolff in seiner *Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur* nebst einer kurzen Würdigung Schützes abdruckt,³⁶ hält der deutsch-amerikanische Germanist Heinrich Meyer „für das Meisterwerk der Erzählungskunst der klassischen Zeit“.³⁷ Das ist sicher stark übertrieben, aber dennoch ist die Erzählung interessant, da Schütze hier die theoretisch-philosophische Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist in eine heiter-leichte und komplex-komische, verwickelte Geschichte verwandelt. Die beiden Söhne eines Brauers studieren zunächst Theologie, sind aber so verschieden, dass der eine, der körperlich gewichtige und kräftige Konrad, alsbald das Studium verlässt und sich der Landwirtschaft zuwendet, während der andere, der sehr schwächliche und schmale Gottfried, zum überragenden, alle Seelen in den Bann schlagenden Prediger wird. Als nun beim Baron von Grauenstein eine Pfarre frei wird, will der Vater seinen Sohn Gottfried dort unterbringen – allerdings muss er erfahren, dass der Baron der sonderbaren Theorie anhängt, dass der Geist nur ein unmittelbares Produkt des Körpers ist und er daher alle Menschen, die er kennenlernt und beurteilen will, auf einer großen Waage prüft. Verzweifelt überlegt der Vater, wie an diesem Hindernis für seinen körperlich so schmalen Sohn vorbeizukommen ist, und schickt schließlich den dicken und kräftigen Konrad, der sich, als sei er Gottfried, beim Baron vorstellen soll, wo ihn allerdings auch der dortige Superintendent auf seine theologischen Kenntnisse

³⁶ Oskar Ludwig Bernhard Wolff: *Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur oder biographisch kritisches Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten nebst Proben aus ihren Werken*. Siebenter Band. Leipzig 1842, 74–85. Die Erzählung erschien zuerst in: *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet*. 1839. Hg. v. Dr. St. Schütze. Frankfurt am Main o. J., 1–73.

³⁷ Heinrich Meyer: *Die Kunst des Erzählens*. Bern 1972, 185.

prüfen wird. Dieser wiederum hat eine dem Baron gerade entgegengesetzte Theorie über Körper und Geist. Er hält die Seele für ein besonderes Wesen, „das mit dem Körper wenig zu thun habe“.³⁸ Aus dieser Konstellation, ergänzt um zwei Liebesgeschichten, ergeben sich nun sehr witzige Szenen, in denen Konrad zwar auf der Waage glänzt, vom Superintendenten aber für geistig zu leicht befunden wird. Der Baron freilich stellt ihn trotzdem ein, was daher wieder zu neuen witzigen Situationen führt, als ein halbes Jahr später der schwächliche Gottfried seine Probepredigt hält und nun zwar als geistig feuriger Redner überzeugt, aber der Betrug vor dem Superintendenten auffliegt. Dieser deckt jedoch das falsche Spiel, um über den Baron und dessen Theorie vom Geist als Körper zu siegen – und am Ende sieht sogar der Baron ein, dass seine Theorie falsch ist, so dass die Waage vor seinem Portal nicht mehr gesehen ward.

3. Schütze und die Komiktheorie

Schütze hat, wie bereits erwähnt, erste Überlegungen zur Komiktheorie in den *Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst* 1810 publiziert, außerdem in einigen Beiträgen in der *Zeitung für die elegante Welt* von 1811.³⁹ Die entscheidende Leistung der Schütze'schen Theorie der Komik sieht man, wenn man sie, wie Schütze selbst, mit den zeitgenössischen Bemühungen in dieser Richtung vergleicht: Die Philosophen haben zwar viel über Komik spekuliert, so Schütze, aber im Grunde dabei ihre Verankerung in der Wirklichkeit vergessen. So zitiert Schütze etwa Kants Theorie des Komischen – „daß das Lächerliche durch eine plötzliche Auflösung der gespannten Erwartung in Nichts“ entstehe⁴⁰ – und moniert dann, dass sich aber immer auch Fälle denken lassen, in denen „die getäuschte Erwartung oft sehr verdrießlich ausfalle.“⁴¹ Dasselbe gilt für die Annahme, das Komische sei immer ein Kontrast, wo man doch finde, dass „nicht jeder Kontrast, nicht jeder angeschaute Unverstand lächerlich sey.“⁴² So bestreitet Schütze die Allgemeinheit solcher

³⁸ Wolff: Enzyklopädie (wie Anm. 36), 78.

³⁹ Stephan Schütze: Ueber Scherz und Laune. In: *Zeitung für die elegante Welt*, 28.03.1811, Nr. 62, Sp. 489–493, und 29.03.1811, Nr. 63, Sp. 499–501. Sowie: Ueber den Humor. In: *Zeitung für die elegante Welt*, 20.06.1811, Nr. 122, Sp. 969–973, und 21.06.1811, Nr. 123, Sp. 979–984. Sowie: Ueber den Unterschied des Lächerlichen und des Komischen. In: *Zeitung für die elegante Welt*, 02.12.1811, Nr. 240, Sp. 1916–1917, und 03.12.1811, Nr. 241, Sp. 1923–1924.

⁴⁰ Stephan Schütze: *Versuch einer Theorie des Komischen*. Leipzig 1817, 16.

⁴¹ Ebd., 17.

⁴² Ebd.

philosophischen Sätze und plädiert dagegen für eine Theorie, die das Komische in jedem Einzelfall erfassen kann. Schütze schreibt:

Aus einem höheren Standpunkte, als die bloße Beobachtung giebt, muß freylich auch die Erklärung des Komischen kommen, aber sie muß nicht mit einer geistigen Ansicht bloß das Ganze überschweben, sondern zugleich auch nach unten zu in alle Arten der komischen Erscheinungen eingehen und ihre Regeln auch in der Anwendung ohne Zwang bis in die kleinste Einzelheit hinableiten können.⁴³

Diese Theorie muss, so Schütze, vom Phänomen des Lachens und dem In-der-Welt-Sein des Menschen selbst ihren Ausgang nehmen. Bereits im Lachen findet Schütze jenes paradoxe Zugleich aus Freiheit und Notwendigkeit, das dann auch für seine Bestimmung des Komischen leitend sein wird: „Obgleich in der Gewalt des Gegenstandes, der ihn zum Lachen zwingt, fühlt er [der Mensch, J. L.] sich dennoch frey, erheitert, glücklich.“⁴⁴ Schütze gibt vor diesem Hintergrund nun folgende Bestimmung des Komischen:

Das Komische ist eine Wahrnehmung oder Vorstellung, welche nach Augenblicken das dunkle Gefühl erregt, daß die Natur mit dem Menschen, während er frey zu handeln glaubt oder strebt, ein heiteres Spiel treibt, wodurch die beschränkte Freiheit des Menschen in Beziehung auf eine höhere verspottet wird.⁴⁵

Damit ist das Wesentliche bereits gesagt: Das Komische ist hier nicht einfach ein Widerspruch oder eine Ungereimtheit, wie das die Komiktheorien der Aufklärung gesagt hatten, sondern die *Beobachtung eines Verhältnisses*, in dem der Mensch mit seiner Freiheit zur Darstellung kommt, die aber gerade von seinem In-der-Welt-Sein beschränkt wird, und gerade dadurch auf eine höhere Freiheit verweist. Es geht im Komischen um die Darstellung und die Reflexion der Unfreiheit und der Abhängigkeit des Menschen von der ihn notwendig bedingenden Sphäre des Körpers:

Indem das Komische in dem beschränkten geistig-sinnlichen, mehr glücklich als unglücklichen Zustande des Menschen die Mangelhaftigkeit seiner Freyheit, seine Abhängigkeit vom Physischen, seine Dienstbarkeit im Kreise eines höhern Zusammenhanges und die stete Unzulänglichkeit seiner Mittel zur

⁴³ Ebd., 21 f.

⁴⁴ Ebd., 8.

⁴⁵ Ebd., 23.

Ganzheit zur Anschauung bringt, bewegt es den freyeren Zuschauer zur heiteren Verspottung der menschlichen Freyheit in Beziehung auf eine höhere.⁴⁶

Mit dieser Theorie wendet Schütze die Aufmerksamkeit der Komiktheorie auf die Sphäre der Dinge und die konkrete Lebenswelt des Menschen. Aus der Sphäre der Dinge – oder wie Schütze das auch nennt, aus der Körperwelt – sind die grundlegenden Beispiele genommen, aus denen Schütze das Komische herleitet. Die Freiheit des Menschen stößt mit der Natur als einer ihn bedingenden Körperwelt zusammen. So legt Schütze die Opposition von Freiheit und Natur (bzw. Notwendigkeit), wie dies schon Schelling getan hatte,⁴⁷ seiner Theorie zugrunde, indem er das Komische als ein Zusammenspiel aus Wirkung und Gegenwirkung von Freiheit und Notwendigkeit („Willkühr und Naturhandlung“⁴⁸) abstrakt fasst, dies aber nun auf der Ebene konkreter Dinge verfolgt.

Die Opposition von Freiheit und Natur (bzw. Notwendigkeit) nutzt Schütze auch zur Gliederung seines zentralen Theoriekapitels. Im ersten Hauptabschnitt spricht er vom Subjekt und seiner Freiheit, im zweiten dann geht es um die Gegenwirkung der Außenwelt, um die den Menschen bedingende Zufalls- und Körperwelt: „Ein Strang, der zerreißt, ein Tropfen, der einen Funken auslöscht, ein Schall, ein Unterschied von einer Minute, tausend Kleinigkeiten können den Plan des Menschen vereiteln.“⁴⁹ Auf beiden Seiten spielen der „Besitz und der Gebrauch der Dinge“⁵⁰ eine entscheidende Rolle, zum einen als Mittel und Medien auf Seiten der Freiheit, dann aber als Hindernisse auf Seiten der „Natur, als Bedingniss und bestimmender Grund der menschlichen Freiheit“.⁵¹ Das Komische versetzt uns in eine Ansicht, „dass wir uns des Behelfs in dem Gebrauch der Dinge bewusst werden. Gehen, stehen, sprechen, essen, trinken, jede Bewegung eines Gliedes hat schon von Natur seinen komischen Theil, der den völlig freien Geist zum Lachen reitzen kann.“⁵² Dinge bilden gewissermaßen die Schnittstelle zwischen den beiden Sphären, einerseits gehören sie als „Geistesinstrumente“⁵³ auf die Seite des freien Willens, andererseits gehören sie als dingliche Körper auf die Seite des

⁴⁶ Ebd., 24.

⁴⁷ Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vom Wesen der Komödie. In: Philosophie der Kunst [1802/1803]. In: Ders.: Ausgewählte Schriften in 6 Bänden. Band 2: Schriften 1801 – 1803. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1995, 539–654.

⁴⁸ Schütze: Theorie (wie Anm. 40), 24.

⁴⁹ Ebd., 55.

⁵⁰ Schütze: Ueber das Komische (wie Anm. 35), 289.

⁵¹ Ebd., 290.

⁵² Ebd., 293.

⁵³ Ebd., 295.

Bedingten und Bedingenden. Entscheidend für das Komische ist nun aber, dass beide Seiten, Wille und Natur, als Handelnde erscheinen bzw. gedacht werden. Und so formuliert Stephan Schütze bereits 1810 den Grundgedanken, den fast siebenzig Jahre später Vischer seinem Roman *Auch einer* zugrunde legen wird, eine erste Komiktheorie des *slapstick*:

Sie [die Natur, J. L.] begreift die ganze Körperwelt als Mittel für die handelnde Seele, und hiermit zugleich die Beschränkung derselben in sich. In so fern sie aber Mittel und Bedingung zugleich hergibt, und in ihrem grossen Zusammenhange den Menschen in Abhängigkeit von sich erhält, ja ihn sogar bestimmt und leitet, erscheint sie als handelnd, wollend, herrschend, gebietend, kurz als ein verborgener Geist, der sich aller äussern Dinge zu seinem höchsten Zweck bedient, aus jedem Körper wie aus einem Gliede hervorstrebt, und durch mancherlei Verknüpfungen und Beschränkungen den Menschen bald so, bald anders in Thätigkeit, in Spiel und Kampf und Verlegenheit setzt.⁵⁴

In gewisser Weise ist Schütze der erste, der den *slapstick* theoriefähig macht. Zwar konnte man vermutlich immer schon über stolpernde Menschen lachen (in der *commedia dell'arte* etwa), dass dies allerdings in der Komiktheorie auftaucht, geschieht meines Wissens zum ersten Mal bei Schütze, indem er explizit auf die Hände und die Füße des Menschen als Bedingungen des Komischen hinweist:

Man sehe einen Menschen mit zwey Händen, deren Fügung und Länge nicht hinreicht, dies oder jenes zu fassen, und den Willen des Geistes hinter sich wie vor sich auszuführen, deren Doppelzahl nicht genug ist, um alles, was er nöthig hat, auf einmal zu halten. [...] Wieder mit den Füßen ist er demselben komischen Spiele ausgesetzt. So ist er z. B. genöthigt, um sich stehend zu erhalten, auf denselben zu balancieren. So lange dieses gut von Statten geht, und die Gewohnheit uns diesen besondern Zustand nicht bemerken läßt, giebt es wenigstens sichtbar keinen Kampf mit der Natur; aber nun fängt er auf glattem Boden an auszugleiten, er wirft die Arme als Balancirstangen um sich, er fällt trotz seiner Bemühungen der Länge nach auf die Nase.⁵⁵

Später, etwa bei Vischer – vor allem aber bei Henri Bergson –, ist das Stolpern dagegen zentral. Für Henri Bergson in seiner Theorie des Lachens aus dem Jahr 1900 ist das Stolpern deshalb komisch, weil der Mensch, wenn er stolpert, statt beweglich und lebendig zu sein, sozusagen mechanisch wird, sich versteift – bzw. über die Tatsache stolpert, dass das Lebendige in ihm immer davon bedroht ist, ins Mechanische abzusinken. Wenn wir jemand stolpern

⁵⁴ Ebd., 290 f.

⁵⁵ Schütze: Theorie (wie Anm. 40), 57 f.

sehen und ihn auslachen, dann bestrafen wir ihn gleichsam dafür, dass er dem Imperativ des Lebendigen nicht gehorcht und sich dem Mechanischen ausgeliefert hat. Hinter Bergsons Gegensatz von Lebendigkeit und Mechanischem kann man durchaus Schützes Gegensatz von Freiheit und Natur bzw. Körperwelt sehen. Im Stolpern stößt die Freiheit des menschlichen Gehenwollens mit der Tatsache zusammen, dass der Mensch hierzu aber Beine braucht, mechanische Hilfsmittel, die er mit seiner Freiheit nicht völlig beherrscht, von denen er vielmehr abhängig ist. Ich will mit solchen Parallelen nicht behaupten, dass Bergson Schütze gelesen hat, sondern nur aufzeigen, dass der Denkraum, in dem Bergson sich bewegt, einer ist, der schon in der Romantik geöffnet wird. Der emphatische Begriff des Lebens und der Lebendigkeit findet sich nämlich auch schon bei Schütze, wie auch sein Gegenbegriff des Mechanischen. Schütze schreibt:

Das Materiale, der Mechanismus der Welt, worin er [der Mensch, J.L.] mit seinem Geiste schwebt, kommt hier noch besonders in Betrachtung. Diese bestimmende Welt ist sowohl in ihm als außer ihm, und trägt überall dieselben Kennzeichen. Die ganze objective Veranlassung des Lächerlichen ist im Grunde das Vorhandenseyn einer Körperwelt, oder die Einkörperung des Geistes, der theilweise seine Wirkungen durch die Umgebungen ausdehnen muß.⁵⁶

Das Mechanische aber, auch das Tote und im Grunde die ganze Dingwelt, die Schütze so intensiv als Medium und Umwelt des in seiner Freiheit bedingten Menschen einführt, kann selbst den Anschein des Lebens gewinnen, ja letztlich, so Schütze, gibt es für den Menschen nichts Totes, weil er bestrebt ist, alles zu verlebendigen. Ich zitiere noch einmal Schütze:

Das Todte liegt nur in so fern außer dem Kreise des Lächerlichen, als es nicht handelnd und mit Verstand begabt erscheinen kann, es paßt aber dafür, in so fern es überhaupt ist. Für die höhere Ansicht giebt es nemlich kein todes Seyn, sondern dieses wird als Theil und Mittel von etwas Lebendigem und Handelnden betrachtet, und kann damit in Verbindung gestellt werden.⁵⁷

Nach Schütze ist es diese ans Unheimliche grenzende Erfahrung, dass hinter dem anscheinend Toten etwas Lebendiges stecken kann, dass die Zufälle innerhalb der unbelebten Dingwelt wie das Handeln eines „Genius“ oder einer, wie es immer wieder und auch noch bei Vischer heißt, „neckenden Macht“ erscheint, die den Kern des Komischen bildet. Wenn jemand immer wieder an einer wichtigen Stelle einer Rede stottert, dann erscheint das für den Beob-

⁵⁶ Ebd., 79 f.

⁵⁷ Ebd., 37 f.

achter komisch, weil es so aussieht, als stecke hinter diesem Mechanismus eine Art Geist, der den Menschen heimsucht:

Es ist fast nicht möglich, wenn wir ihn [den Menschen, J. L.] vor unsern Augen mit Hindernissen kämpfen sehen, in diesen Hindernissen bloß ein todes Materiale und nicht auch etwas Beseeltes, eine aus dem Zusammenhang der Dinge hervorgehende Uebereinkunft und lebendige Regel gewahr zu werden.⁵⁸

Es ist also Stephan Schütze, der zum ersten Mal ausführlich formuliert, dass das Komische da entsteht, wo das Dinglich-Mechanische den Anschein des Lebens gewinnt, und umgekehrt, dass der lebendige Mensch komisch wird, wann immer er selbst zum Ding wird bzw. ins Mechanische sinkt. Das Komische gründet in der Tatsache, dass „der Mensch in Gefahr ist, eine Sache zu werden, da er doch Person ist.“⁵⁹ Fehlleistungen – wie in der Rede husten, stocken, stolpern – sind, insbesondere bei Wiederholungen, komisch, da in ihnen ein fremdes Etwas im Menschen und gegen den Menschen zu handeln scheint. Komische Wirkung hat alles, „was den Menschen zur Sache zu machen scheint, und die Ahnung von einem Mechanismus giebt.“⁶⁰

Wenn 30 Jahre später Vischer behauptet, komisch sei es, wenn die Bewegungen des Menschen, die eigentlich organisch gesteuert werden sollten, „dem Mechanischen“⁶¹ verfallen oder ins „Maschinenartige“⁶² sinken, und 80 Jahre später Bergson sagt, dass das Komische dem Ineinander der Vorstellungen von Mensch und Mechanismus entspringe,⁶³ dann ist Stephan Schütze ihr eigentlicher Ahnherr.

Alle drei Komiktheoretiker bewegen sich im Paradigma einer Lebensbegrifflichkeit, deren Kern die permanente und bewegliche Anpassungsleistung an eine dingliche und mechanische bzw. maschinelle Umwelt ist. Zugleich ist das Leben ständig davon bedroht, diese permanente und bewegliche Anpassungsleistung zu unterschreiten und dem Dinglichen und Mechanischen, von dem es selbst bedingt ist, zu verfallen bzw. mit ihm zusammenzustoßen. Dem Komischen zugrunde liegt so ein impliziter Imperativ der, wie Bergson sagt,

⁵⁸ Ebd., 71 f.

⁵⁹ Ebd., 104.

⁶⁰ Ebd., 125.

⁶¹ Friedrich Theodor Vischer: Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Hg. von Robert Vischer. Band 1,2: Die Metaphysik des Schönen. Nachdruck der Ausgabe 2. Aufl. München 1922. Hildesheim 1975, Band 1, 381.

⁶² Ebd.

⁶³ Henri Bergson: Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen. Zürich 1972, 28.

„Gespanntheit und Elastizität“.⁶⁴ Das ist exakt die Terminologie von Schütze, der das dem Komischen zugrunde liegende Lebendige definiert als, wie man heute sagen würde, flexible und rekursive Produktion der Grenze zwischen Innen und Außen bzw. System und Umwelt: Schütze spricht vom Leben des Menschen, das „gleichsam nach Art der Elastizität ein Beharren und ein Nachgeben [ist], das die Einwirkungen zum Theil aufnimmt und zum Theil abhält.“⁶⁵ Das Leben ist die Kraft des Organismus, die qua Elastizität die Ereignisse der Umwelt, das heißt die Zufälle, so oder so verarbeitet. Wann immer die geforderte Elastizität dabei ins Mechanische sinkt, entsteht das Komische, indem an die Stelle des beweglich handelnden Organismus der unbewegliche, starre oder sich wiederholende Mechanismus des Körperlichen tritt. „Zur Lächerlichkeit des Menschen“, so formuliert Schütze, „gehört durchaus die Abhängigkeit seines Geistes von der Körperwelt und das Widerstreben derselben.“⁶⁶ Oder in der Formulierung von Bergson: „ein Körper, der den Geist plagt, ein Körper, der sich auf Kosten des Geistes breit macht.“⁶⁷

Leben, Zufall, Mechanismus – das Komische gemäß dieser romantischen Theorie ist immer zugleich ein Spiel mit dem Tod, ein Spiel mit der Fragilität des Lebens und dessen gleichsam leblosen Komponenten. Dies nicht nur, weil Totes verlebendigt wird und Lebendiges mechanisch, starr und tot erscheint, sondern auch, weil die Grenze zwischen dem *komischen* Zusammenstoß zwischen Mensch und Ding und *katastrophischen* Zusammenstößen, in denen der Körper des Menschen zerbricht, fließend sind. Der inklusive Gegensatz zur Komik ist die Katastrophe und der verletzte bzw. dekomponierte Körper, weshalb es im Komischen nach Bergson einer „Anästhesie des Herzens“⁶⁸ bedarf. Diese Ausschaltung des Mitleids als Bedingung für das Komische hatte bereits Schütze formuliert, wenn er sagt, dass sich der Beobachter „aber keiner Leiden bewußt“⁶⁹ sein darf, wenn ihm das Lachen nicht vergehen soll. Die komische Ungeschicklichkeit eines umgeworfenen Tintenfassens oder des Stolperns über eine Baumwurzel verweist immer zugleich auf die Unhintergebarkeit und die Zerbrechlichkeit des Körpers. Damit wären wir tief in den Texten E. T. A. Hoffmanns, wo sich in *Der goldene Topf*, *Klein Zaches*, *Der Zusammenhang der Dinge*, *Prinzessin Brambilla* etc. jede Menge Szenen finden, die sich auf die Schützesche Theorie beziehen lassen. Und wir sind tief im komischen Kern des Romans *Auch einer* von Friedrich Theodor Vischer.

⁶⁴ Ebd., 21.

⁶⁵ Schütze: Theorie (wie Anm. 40), 72.

⁶⁶ Ebd., 52 f.

⁶⁷ Bergson: Lachen (wie Anm. 63), 42.

⁶⁸ Ebd., 13.

⁶⁹ Schütze: Theorie (wie Anm. 40), 60.

Und hier, bei Vischer, hat Schützes Theorie dann auch ihre explizite Erwähnung gefunden. Vischer wurde auf Schütze aufmerksam, da dieser 1838, in seinem letzten Lebensjahr, das Buch Vischers *Über das Komische und Erhabene* (1837) ausführlich und positiv rezensierte.⁷⁰ Vischer hat Schütze daraufhin immer wieder zitiert und zentrale Ideen von Schütze übernommen – und gerade das Komische einer Verlebendigung der Dinge und der Gegenstände. Bereits in seiner *Ästhetik* konfiguriert Vischer jene Figur, die dann in seinem Roman *Auch einer* ständig mit Alltagsgegenständen zusammenstößt und dabei zugleich den Dingen unterstellt, belebt zu sein.⁷¹ Das Zusammenstoßen mit Hindernissen, das Stolpern und Fallen, wie Vischer es hier ebenso komisch schildert wie die Verfluchungen und Exekutionen von Alltagsgegenständen – all dies hat er im Kern von Schütze übernommen. Und Schütze selbst wiederum hat jenes zum Teil komische, zum Teil katastrophische Zusammenspiel von Geist bzw. Freiheit und der sie begrenzenden Körper- bzw. Bedingungswelt, von Leben und Mechanik als Interpretament seiner eigenen *Lebensgeschichte* zugrunde gelegt, indem er sie als Geschichte von Hindernissen und Verhinderungen seiner Ausbildung und seiner Entwicklung – gemessen offenbar am Modell Goethe – erzählt. Seine Komiktheorie jedenfalls hat er „unserm Göthe“ gewidmet.

⁷⁰ Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung Nr. 176, 1838, Sp. 441–448, und Nr. 177, 1838, Sp. 449–451.

⁷¹ Vgl. Vischer: *Ästhetik* (wie Anm. 61), 420–422. – Sowie: Friedrich Theodor Vischer: *Auch einer. Eine Reisebekanntschaft* [zuerst 1879]. Mit einem Nachwort von Otto Borst. Frankfurt am Main 1987.